

Deutschen Rundschau

Nr. 135. Bromberg, den 14. Juni 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(7. Fortsetzung.) ———

Paul hielt das Spitzenbündelchen im Arm, und sah mit eingekniffenen Lippen nieder auf das friedliche Gesicht der Schwester. Sie war so satt, daß sie keinen Mucks tat. Es war ihr wohl, und ihre dunklen Augen schauten weitgeöffnet und freundlich in die Züge des Bruders. Wie gräßlich diese Situation war! Seit drei Tagen hatte Heide täglich einmal von ihm verlangt, daß er zur Probe Kinderfrau spielen mußte. So sehr er ihren Befehlen gehorchte, bei dieser Gelegenheit hätte er das sanfte Joch gern zerbrochen. Aber der Vater! -- Der dazu lachte! Der sich über seine kleine energische Frau freute und dem ungeschickten, langen Jungen diese Lektionen von Herzen gönnte. Gegen den Vater war jeder Widerstand unmöglich. Er hielt die Kleine ganz gut, und doch perlte ihm der Schweiß auf der Stirn. Alle diese Menschen ringsum! Fremde und Bekannte, und die Bekannten ihm noch unheimlicher als die Fremden. Er der Mittelpunkt mit seinem Bündel. Er, der bis dahin immer ein stilles Leben in den letzten Zimmerecken geführt, plötzlich in das hellste Licht gestellt, als müßte das so sein.

Mein Gott, war Pastor Röpe erst eben mit dem Predigttext zu Ende? Und nun kam noch die ganze Rede? — Seine Arme würden das Kind fallen lassen, ehe die halb vorüber war.

Da huschte Madame Sievers, die weise Frau, an seine Seite, nahm ihm das Kind aus den Armen und legte es Madame Hellwig in die ihren, und aber nach einer Weile dem Großvater Sprekelsen, und dann dem Doktor Sieveking und dann noch einem Herrn und einer Dame, die er nicht kannte, denn die kleine Brigitte hatte nicht weniger als sechs Taufpaten. Aber als es zur Taufe kam, als einer herantreten mußte an den Tisch und das Haupt des Täuflings dem Geistlichen entgegenneigen, damit er es segne mit dem heiligen Wasser, da hatte diese schändliche Sievers es ihm doch richtig wieder aufgepackt.

„Armer Junge“, flüsterte Adelheid, als er ihr endlich die Schwester in den Schoß legen konnte, „du hast eine schlimme Stunde hinter dir.“ Da stand schon der Prediger neben ihnen, und er trat ohne Antwort zurück.

„Hast deine Sache ganz verhältnismäßig gemacht“, sagte der Vater. „Aber aussehen tatest du, als möchtest du Brigittchen am liebsten morden. Na, nun hast du es überstanden. Nun geh hin, und unterhalte deine Tischdame.“

Paul drückte sich mit linkischen Bewegungen zwischen all den Fracks und Schleppen hindurch in das Nebenzimmer, wo die Jugend sich zusammenfand, verneigte sich vor Lulu Schröder und sagte: „Ich werde die Ehre haben, Sie zu Tisch zu führen.“

„Ehre?“ lachte das sechzehnjährige Ding. „Ist es kein Vergnügen für Sie, Herr Heinecken?“

„Ja, natürlich, ja, natürlich“, stammelte er, stand da und wußte nichts mehr zu sagen. Dies konnte noch schlimmer werden als der Taufakt. Aber die Stunden gingen endlich hin, und die Wagen rasselten davon. Johann räumte mit den Lohndienern die Tische ab, in der Küche war großer Klatsch, Elise, die das Kind betreut, gab es der jungen Mutter, als die heiter und warm vom Sprechen, Lachen und Glück in das Ankleidezimmer kam, und Brigittchen begann zu schreien, denn man hatte sie mit Zuckerwasser hingehalten, und sie verlangte nach der Mutter.

„Du Süßes, du Süßes“, lachte die Frau. „Du mein kleines Christenkind nun. — Weißt gar nicht, was sie alle dir zu Ehren gegessen und getrunken und geredet haben. Wenn nur die Hälfte wahr wird von all den guten Wünschen, bist du ein Sonnenkind bis an dein Lebensende.“

Als sie dem Kind sein Recht gegeben, ging sie noch einmal in das Zimmer ihres Mannes. — Die Fenster hatten offen gestanden, aber immer noch spürte man den Atem vieler Menschen im Raum, und die behaglichen Stimmen der satten Männer schienen nachzuklingen von den Wänden.

Nur eine Lampe brannte. Sie stand auf dem Schreibtisch. Der Hausherr saß dort und rechnete in einem dicken Buch, in das er die täglichen Ausgaben einschrieb. Etwas summarisch. Einzelheiten überließ er Frau und Dienerschaft.

Auf dem dicken Teppich gab Adelheids leichter Schuh kein Geräusch. So stand sie hinter ihm, eh er ihre Anwesenheit merkte.

Ganz vertieft schrieb er Summen unter Summen, strich aus, multiplizierte, setzte unverständliche Buchstaben in seiner großen, schwer leserlichen Hand vor die einzelnen Posten und brummte einige Male unwirsch vor sich hin.

„Karl Anton“, sagte eine süße Stimme hinter ihm.

Das Buch flog in die Schublade, der Mann streckte die Arme nach seinem jungen Glück aus. „Ich dachte, du wärest schon schlafen gegangen.“

„Ich besorgte nur das Kind. Jetzt muß ich doch nach meinem alten Mann sehen. Was rechnest du denn noch an solchem Tage? Sage mal, ich mußte heute immer denken — — leben wir auch nicht über unsere Verhältnisse?“

„Ob wir — — Ach du kleines Baby. macht das Kind sich solche törichten Sorgen?“

„Karl Anton, ich sah, wie Senator Schröder seine Augen durch alle Zimmer wandern ließ, als wir zum Essen gingen, und wie er bei Tisch in seiner schweigsamen Art alles beobachtete, das Geschirr, das Silber, das Kristall, und als er mir gesegnete Mahlzeit sagte, meinte er: „Ehe Sie in dieses Haus kamen, Frau Heinecken, war es herrschaftlich, jetzt ist es fürstlich geworden.“

„Es ist nur die Fassung, die einem Edelstein wie dir zukommt.“

„Ach, wenn du wüßtest, wie leicht der Edelstein solche Fassung entbehren könnte — Und dann — ich hörte von der neuen Bahn sprechen, die sie bauen, und daß — —“

„Aha. Da sieht der Fuchs zum Loch hinaus. Nein, darum mach dir keine Gedanken. Kaufmanns Glück und Erfolg ist schwankend. Schwankend wie ein Schiff auf hoher See, aber ein sicherer Steuermann führt es durch alle Fähr-

lichkeiten gut in den Hafen. Das Schiff, die Güter und die Passagiere. Und wenn er so liebe Passagiere an Bord hat wie Karl Anton Heinecken, dann ist auch das Glück mit ihm. — Übrigens, wie fandest du, daß Paul sich benahm? Für seine Verhältnisse ganz leidlich, was? Er wird am Ende noch ein gewandter junger Mann."

„Ach, Liebster, das wird er wohl nie. Es geht gegen sein innerstes Wesen. Es war schon viel, daß er da am Tauftisch stand, Brigittchen hielt und nicht fallen ließ. Aber laß ihn nur, es können nicht alle Menschen Lebenssieger sein, wie du einer bist. Und Paul wird seinen Weg schon gehen. Wenn er selber glücklich und zufrieden ist, ist es ja auch ganz gleich, ob er der Welt viel gibt oder nicht."

„Nein, Adelheid, mein Sohn sollte fortführen, was ich begonnen, sollte den Bau unter Dach bringen, zu dem ich erst den Riß entworfen. Und seine Söhne hätten es mit Schmuck und Schönheit verzieren sollen wie ein Schloß. All meine Unternehmungen müssen doch einmal weitergeführt werden."

„Du bist selber noch jung, Karl Anton."

„Und bis ich alt bin, hast du mir geschenkt, was mir in Paul nicht geworden ist, wie? — Ich möchte ein halbes Dutzend Buben hier in den Zimmern toben sehen."

Adelheid lachte. „Ich arme Mutter, die werden mir den Kopf heiß machen."

„Wer solch warmes Herz hat wie du, der fürchtet sich nicht vor einem heißen Kopf."

Sie ging die Treppe wieder empor zu ihrem Schlafzimmer und dachte: Wieder einmal hat er mich nicht hineinsehen lassen in seine Sorgen. Denn er hat Sorgen. Ich sah es an seinem Gesicht. Aber nur an seinen Freudenstunden soll ich teilnehmen, an den dunklen nicht. Glaubt er nicht, daß ich fähig bin, die zu tragen? Liebt er mich zu viel oder zu wenig?

*

Im Mai zogen sie hinaus nach Hamm.

Da lag das große, weiße Landhaus mit seinem blauen Schieferdach und den grünen Fensterläden zwischen Lindenbäumen und Rasenplätzen. Hyazinthen blühten noch auf den Beeten, die Rasen waren wie Samt, alle Flieder- und Jasmin- und Goldregenbüsche hatten lichtgrüne Zweige, die Stare flöteten auf dem Dachfirst, und die Luft war wie ein Rauschtrank.

Am Himmelfahrtstage sollte Sprekelsen mit Madame Hellwig zum ersten Mittagessen bei seinen Kindern sein.

„Ganz einfach", sagte ihm Heinecken an der Börse. „Ganz ländlich, lieber Schwiegervater. Umstände machen wir da draußen nicht."

„Na ja, na ja, was Sie so einfach nennen. Ich kenne das."

Am Vorabend des Himmelfahrtstages war es warm, und die Luft regte sich nicht. „Wenn es so bleibt", sagte Adelheid, „dann lasse ich den Tisch unter der großen Linde im Garten decken. Ich glaube, Papa hat in seinem ganzen Leben noch nicht im Freien Mittag gegessen. Was er für Augen machen wird." — — — —

Sprekelsen schlief schauderhaft in dieser Nacht.

Im Mondenschein promenierten alle Haus- und Speicherkatzen des alten Wandrahms über Höfe und Dächer, sangen, mauzten, schrien in höchster Erregung, warben um Liebe, gerieten mit Rivalen in blutige Kratz- und Beißkämpfe und vollführten einen infernalischen Lärm.

Auch Emil hatte alle gute Erziehung und alle angeborene Würde über Bord geworfen, stieg einem jungen, weißen Ding nach, das kaum ein Jahr zählte, und gellte die Gefühle seines Herzens in die Nacht hinaus.

„Infame Bestien", schalt Sprekelsen in seinem Bett. „Als wenn sie alle zusammen verrückt geworden sind. Na, die Mäuse haben gute Zeit dabei."

Er warf sich auf die andere Seite, hörte ein Fenster öffnen und lachte in sich hinein. Aha, seine Schwester wurde auch wild.

„Ksch, ksch!" Sie scheuchte Emil, der eben unter ihrem Fenster sang.

„Emil, willst du! Stock kommt." Emil machte einen Sprung, stand mit hohem Buckel mitten im Mondenschein und schrie steinerweichend weiter. „Ksch, ksch!" Madame Hellwig schlug mit einem Stock gegen die Mauer. Emils Angebetete erschrak gewaltig und floh zum Nachbarhof. Für einige Minuten hörte man nur gedämpftes Mauzen, und Sprekelsen fiel in Schlaf.

Plötzlich flog er wieder in die Höhe. Gerade unter seinem Fenster erhob sich das Konzert zum Fortissimo. „Au, au, rrr, grr, krr, pst, pst. Mau au au." Und ein Geschrei, als wenn kleine Kinder umgebracht würden. Mit einem Satz war er aus dem Bett. Da sollte der Satan dazwischenfahren! Morgen mußte Piepenreimers her mit seinen Hüls, und wenn es Emil selber den Garaus machte.

Er nahm den schweren Krug vom Waschtisch, englisches Steingut von Davenport, stammte noch von seiner Aussteuer, ein kostbares Stück, öffnete das Fenster und kippte. Krach, knackte der Henkel, und der schwere Krug sauste nieder auf die Steine. Es gab einen Knall wie einen Kanonenschuß, im Nebenzimmer hörte er seine Schwester aufschreien, drüben im Nachbarhaus flogen Fenster auf, und Stimmen riefen, was da los sei.

Sprekelsen schmetterte das eigene Fenster zu und schalt drinnen wie ein Rohrspatz. „So muß das kommen. So muß das kommen. Infame Biester. Der Kater kommt fort. Heut noch und diesen Tag. Ich will bei Nacht meine Ruhe haben."

Er sah nach der Uhr. Na ja, wenn't kümmt, kümmt mit Hupen! — Das war noch nie vorgekommen. Die Uhr stand.

Er sah aus dem Fenster. Das Morgenrot stieg schon über die Stadt empor. Leuchtend rote Wolken trieben droben vorüber, es mußte drunten am östlichen Horizont alles in Sonnenflammen stehen. Aber die Sonne geht früh auf im Mai, er konnte sich noch ein bißchen wieder strecken.

Halb im Schlaf hörte er die Uhr von Nikolai schlagen. Zwei!

Zwei? Na, die war auch wohl in Unordnung geraten, seit wann ging die Sonne um zwei Uhr auf. Aber was ging es ihn an! Mochte der Turmwächter sich darum kümmern. Ein letztes unwilliges Knurren, dann versank er in Schlaf.

(Fortsetzung folgt)

Der Dichter und das Volkstum.

Von **Walter von Molo.**

Ist es nötig, vom Wert des Volkstums zu sprechen? Es ist nötig, denn es gibt viele, die diesen Begriff nicht zu klären vermögen, sei es, daß sie mit Volkstum Unrichtiges meinen, sei es, daß sie Volkstum überhaupt verleugnen wollen.

Was ist Volkstum? Volkstum ist Gefühlsbesitz eines Volkes, daher Gemeinsames und Bindendes für die Angehörigen eines Volkes, Volkstum ist Menschentum in der Sonderfärbung von Landschaften. Es lassen sich nicht scharfe Grenzen finden. Volkstum kann man nicht ausrechnen, aber das, was dem Gefühle eignet, was dieses sehr eindeutig ausstrahlt und erkennt, ist das Volkstum.

Unsere Zeit hat sehnsüchtiges Streben nach Menschentum. Dieses Streben offenbart sich sehr verschieden: Der eine will den Deutschen zum Menschen erziehen, der andere sieht nur im Deutschen den Menschen, und andere wollen alles der anderen Völker dem Deutschen dienstbar machen. Das ist auch eine Eigenschaft unseres Volkstums. Diese Eigenschaft, sagen viele, sei gefährlich, hier müsse behutsam vorgegangen werden. Ich meine, daß unser Volkstum ganz von selbst, wie es sich entwickelt hat und trotz aller Verschiebungen besteht, das ihm Gemäße aufnimmt oder umformt, das ihm nicht Gemäße ablehnt. Volkstum ist Gesundheit.

Jede Partei muß einseitig sein. Jede Wissenschaft ist zu einer Art Einseitigkeit verurteilt, weil sie Bestimmtes durchzusetzen versucht. Und zwar, gewissermaßen, immer nur ein Teilstückchen eines Faches. Nur die Dichtung, wie ich sie sehe, ist universal, universaler auch als alle Konfessionen, denn Dichtung ist die Konfession der Universalität.

Was ist ein Dichter? Diese Frage wird oft gestellt. Von vielen begehrt, von vielen überhört, in unserer Gegenwart sehr arg und häßlich oft von politischen Gesichtspunkten aus beantwortet. Ich möchte so definieren: Ein Dichter ist der, dessen schöpferisches, niedergeschriebenes Werk keine „Partei" ganz befriedigt. — Denn was ist die Aufgabe des Dich-

ters? Alles zu verstehen, das kann der Parteimensch unter Umständen auch. Aber der Parteiische darf in seinem Wirken nur das gelten lassen, was ihm in der Richtung seiner Partei zu dienen scheint. Er muß sich beschränken, um Stoßkraft zu gewinnen. Der Dichter aber darf sich in dieser Weise nicht beschränken, der Dichter gewinnt allerdings auch Stoßkraft durch Beschränkung, aber durch Beschränkung des Stoffes, des Inhaltlichen, nie aber durch Beschränkung des Geistigen. Um ein Beispiel zu geben, das jedem wohl eindringen wird: Wenn ein Dichter heute ein Werk schriebe, das zum Inhalt den politischen Kampf in Deutschland hätte, dann gestaltete er in einzelnen Erscheinungen oder in Gruppen das Wollen und Müssen der Parteien. Aber keiner Partei darf der Dichter im Werk angehören, keine Partei darf er ablehnen. In jeder Partei wird er Gutes finden und Übles und Gemeinsames mit den anderen. Er wird gestalten, wie die Vielfältigkeit aller Meinungen und Kämpfe bewüßt und unbewußt dem Ziele gilt, Deutschland zu erhöhen, wie sich daraus tragische und komische Mißverständnisse und weitere Kämpfe entwickeln, die ohne Ende erscheinen, wenn nicht hier und da die eine oder andere Gruppe mit Gewalt siegt. Für kürzere oder längere Zeit. Diesen anscheinend unlösbaren Zustand kann nur der Dichter ordnen, er allein kann durch sein Werk die Lösung vollbringen, daß dieser Kampf nicht anekelt, zum Zusammenbruch führt oder zu einseitiger Brutalität.

Der Zustand der unbewußten, nie irrenden Triebe liegt hinter uns. Wir sind Menschen mit denkendem Hirn geworden, die Naivität, der reine Trieb des Instinktes ist der Mehrzahl von uns versunken. Wir sind nun im kämpferischen Stadium, in dem das Hirn des Menschen herumirrt, herumsucht und die Schuld der gewordenen Unvollkommenheit, die Weiterentwicklung ist, dem anderen anklägerisch zuschiebt. Denn wie wir nicht mehr allein mit Instinkt zu leben vermögen, ebensowenig vermag der heutige Mensch alles mit dem Hirn allein zu schaffen. Er ringt und streitet und rauft, warum? Eben um seinen Zustand zu erkennen. Das ist der hohe Zweck des Kampfes, den wir, jeder gegen sich selbst, alle gegen alle, führen. Dieser Kampf ist nicht nur Deutschland, sondern dem ganzen Menschengeschlecht eigen.

Viele finden Sehnsucht in sich nach dem Früheren, nach der „romantischen" Zeit, da alles ruhig und schön erschien. Der andere Teil der Gegenwartsmenschen verharrt im Zeitzustand, andere suchen ihn nach vorwärts zu überwinden, zu besserem Sein. Dieser immer wiederkehrenden dreifachen Gruppierung folgt auch im Groben die Gruppierung unserer politischen Parteien, mit ihren Ab- und Spielarten. Es ist eine Kräftespiel von hemmenden und von verharrenden und von beschleunigenden Mächten, wie sie nebeneinander auch in jedem einzelnen Menschen leben. Dieses Kräftespiel gestaltet der Dichter. Im Werden seines Werkes kann man sehr oft und deutlich die drei Entwicklungen erkennen: Instinkt — Hirn — Wiedereroberung des Instinkts durch das Hirn. Einheit von Hirn und Herz zur Vernunft.

Der Dichter zeigt also das Ziel des Menschengeschlechtes. Darum ist er in der heutigen Zeit nötiger denn je. Der Mensch sehnt sich nach Harmonie, nach Menschlichkeit, nach Gemeinschaftsgefühl. Das ist auch in großer Deutlichkeit das Wesen unseres Volkstums. Das erhellt unsere Sprache. Der Dichter ist daher der Vertreter und Erhalter des Volkstums.

Noch einmal, ein Dichter ist ein künstlerisch schöpferischer Mensch, der über allem lebt, alles versteht, allem und doch keinem ganz allein zugehörig ist. Er ist die Vollendung oder sollte sie sein, der die Masse zustrebt. Unser Volkstum ist die Einheit aller für den Deutschen typischen Erscheinungen seines Äußeren und Inneren. Wie das Menschentum ihn mit allen anderen Nationen verbindet, ebenso vermag unser Volkstum alle Deutschen zu verbinden. Diese Einigkeit unseres Volkes, in dessen Teilen und mit allen anderen Menschen der Erde, macht der Dichter bewußt. Dagegen sind Widerstände, denn immer wehrt sich der blinde Mensch gegen das, was er inbrünstig will, ohne es allein von sich aus erkennen zu können. Die Hand, die gibt, ist für immer in Gefahr, gebissen zu werden.

Es entspricht dem hier entworfenen Gemälde, daß jeder die eine oder andere Seite unseres Volkstums besonders hervorzuheben oder herabzusetzen versucht, dadurch wird jede Seite unseres Volkstums durch dauernde Reibung blank erhalten, was vernachlässigt sinkt, heben die Hände der anderen, die sie desto leidenschaftlicher darbieten, und umgekehrt. Volkstum ist nicht auf einen Landschaft, nicht auf einen Dialekt, nicht auf ein Geschlecht, nicht auf eine Klasse, nicht auf eine Altersstufe, nicht auf eine soziale Schicht beschränkt. Volkstum ist Gemeinsamkeit aller deutschen Erscheinungen, ist das Irrationale und darum Realste, das es gibt, ist Heimweh, Vorwärts, Beharren, Stolz und Unrast. Zu unserem Volkstum gehören nicht nur die Merkzeichen des Heute oder des Gestern, gehören alle unsere geschichtlichen, kulturellen und geistigen Entwicklungen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, alle Kräfte, die vom Anfang an unsere Nation werden ließen, in sie einflossen, aus ihr hervorkamen, sie bekämpften, den andern vernichteten oder zum Sieger machten, alle Kräfte und Spannungen, die im deutschen Volke waren und sind und sein werden, solange es besteht.

Unser Volkstum ist die Dichtung, welche unsere Nation in die Welt hineinschuf. Deutsche Dichtung ist der Widerschein unseres Volkstums aus der Welt im Menschenherzen.

Wie in jeder Familie alle Vererbungen aller Vorfahren tätig leben, wie in jeder Familie durcheinander bedingte Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten da sind, wie in jeder Familie viele Meinungen und Streit und Liebe leben, Gemeinsames, das weit mehr ist als der Name, ebenso ist es mit dem Volkstum, dem Besitz eines Volkes, ebenso im Dichtwerk, dessen Gestalten alle des Dichters Kinder sind, die er liebt, auch wenn sie sich bekämpfen und verkennen — dadurch hat er zu tun, sie zur Ordnung zu bringen.

Solche Überlegungen sind unserer Zeit, die sich ebenso losgelöst von allem Früheren dünkt, wie sie einseitig Sehnsucht nach rückwärts trägt, nötig. Geisteskultur eines Volkes ist nie Einseitigkeit, kann nicht traditionslos, nicht nur Tradition sein.

Wie soll der haltlos Gewordene das Einigende in unserem Volkstum finden, wie kann er dadurch Halt gewinnen? Wo ist es ihm erkennbar und immer nahe? In der Dichtung.

Das Volkstum ist unbewußt in jedem von uns da, viele meinen, es verlassen zu haben, es verlassen zu können, sie klagen und triumphieren hohl. Wer Volkstum und Dichtkunst falsch sieht und mißachtet, ist Chaos, selbst wenn er mit armseligem Gehirn „achten" will, aber hoch leuchtend, aufgerichtet wie eine schützende Monstranz, steht und strahlt in unsere Zeit der Heiligenschein der Bewahrerin des Volkstums, der Dichtkunst, die allein allen dauernd rettende Einfahrt in den Hafen menschenwürdigen Geborgenseins und Zusammenlebens sichert.

Hunderttausend Mark verreisen.

Skizze von **Kurt Matthias Ekteim.**

Richard Kant schrak zusammen.

Die Abteiltür wurde geöffnet, ein fettes, rotes Gesicht schob sich herein und fragte: „Hier ist wohl alles noch frei?"

Widerwillig, aber doch erlöst, bejahte Kant. Der Dicke sah jedenfalls nicht nach Kriminalpolizei aus, nein, er schien eher ein Gutsbesitzer, vielleicht auch ein Viehhändler zu sein. Er hatte eine Menge Pakete, Taschen und einen kleinen Kupeekoffer. Prustend ließ er sich nieder.

Richard Kant steckte sich eine Zigarette an und trat auf den Gang hinaus. Ab und zu sah er sich nach dem Dicken um, der jedoch, sobald sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt hatte, eingeschlafen war.

Eigentlich mußte er ihm dankbar sein, daß er so viel Platz einnahm, denn der Anblick dieses menschlichen Kolosses mochte vielleicht unliebsamere Reisende abhalten, sich in Richards Abteil zu setzen. Es regnete draußen, die Scheiben waren angelaufen, und viel war infolgedessen trotz eifrigen Wischens von der Landschaft nicht zu sehen. Was kümmerte ihn auch die Landschaft!

Er war ja frei! Endlich frei! Er hatte den Schritt gewagt, die große Summe in ausländischen Banknoten, die man ihm anvertraut, unterschlagen. Dieses Geld sollte der Schlüssel sein zu einem neuen, schöneren Leben, zur Freiheit!

Seltsam, daß ihn die Freude darüber nicht mehr überwältigte. Noch herrschte in ihm die Angst, in jedem Vorübergehenden witterte er einen Detektiv.

Unsinn war diese Furcht ja wirklich! Denn vor morgen früh würde man ihn nicht vermissen, bis dahin hatte er Zeit, sich zu verstecken.

Als der Zug in den Anhalter Bahnhof einlief, stürzte er rasch in das Abteil, ergriff die Aktentasche, die den Raub enthielt, und beeilte sich, aus dem Menschengewühl der Straße in die fürchterliche Enge des ersten besten Autobusses zu flüchten. Berlin hatte ihn aufgenommen, er war untergetaucht in der Millionenstadt. Nun sollte man erst einmal versuchen, ihn zu finden! Er öffnete die Aktentasche und griff vorsichtig, so daß niemand etwas von dem Inhalt zu sehen bekommen konnte, hinein, um sich von dem Dasein des Schatzes zu überzeugen.

Seine Hand, zu liebevollem Griff nach den Leben verheißenden Dollarnoten bereit, erstarrte. Seine Augen nahmen einen ungläubigen Glanz an, dann riß er, der Furcht vergessend, daß sein Geheimnis erraten werden könnte, die Tasche auf und sah hinein. Sie enthielt eine Kiste Zigarren — weiter nichts.

Mit einem Schrei sprang Richard auf, dann von dem fahrenden Autobus herunter, winkte einer Autodroschke und befahl dem Chauffeur, ihn so schnell wie nur irgend möglich nach dem Anhalter Bahnhof zu fahren.

Er hatte eine falsche Aktentasche erwischt, seine eigene liegen gelassen und die des Dicken mitgenommen! Der war jetzt um hunderttausend Mark reicher.

Richard legte die Hände ins Gesicht, Tränen der Wut flossen aus seinen Augen, und er biß sich zornig in die Handflächen, bis sie bluteten.

Von dem Dicken fand er natürlich keine Spur mehr. Er war, wenn man das von einem so schweren Mann überhaupt sagen kann, wie weggeblasen und die Aussicht, ihn in Berlin wiederzufinden, sehr gering. An die Polizei konnte er sich nicht wenden, aus begreiflichen Gründen. Er mußte also die hunderttausend Mark verloren geben.

Sein Vermögen bestand noch aus achtzig Pfennig und einer Kiste Zigarren. Er ging gebrochen bis zum Tiergarten und setzte sich auf eine Bank, ein bitteres Lächeln auf dem Gesicht. Sein Leben war verpfuscht, statt Freiheit winkte Armut und sicherer Kerker. Erst gegen Abend erhob er sich und ging langsamen Schrittes nach dem Westen, wo er die in die Kinos strömende Menschenmenge beobachtete.

Er starrte verloren die Wanderschrift an einem hohen Hausgiebel an, als sich ihm auf die Schulter plötzlich die Hand legte, deren Griff er seit dem Diebstahl fürchtete. Er wartete auf das übliche „Sie sind verhaftet!" und wandte sich langsam um.

Hinter im stand der Dicke. Puterrot im Gesicht! Schnaufend und böse. „Sie verdammter Schweinehund!" sagte er. „Was bilden Sie sich eigentlich ein, mir meine Zigarren zu klauen, wie? Kommen Sie mal sofort mit zur Polizei, da werde ich Ihnen schon die gehörige Strafe besorgen, gemeiner Spitzbube, Sie!"

Er riß Richard die Aktentasche mit den Zigarren weg und fauchte: „Sie sind ein ganz unverschämter Patron. Aber das sollen Sie mir büßen."

Um Richard drehte sich alles. Er murmelte kaum hörbar:

„Wo haben Sie denn meine Aktentasche?"

„Ihre Aktentasche?" schrie der Dicke. „Ich weiß nichts von Ihrer Aktentasche."

„Doch, ich habe sie mit der Ihrigen verwechselt, und meine muß im Zug liegen geblieben sein. Haben Sie die denn nicht?"

„Nein", erwiderte der Dicke verblüfft. „Aber ich habe im Bureau gesagt, daß Sie mich bestohlen haben."

„Das habe ich doch gar nicht. Es war ein Umtausch."

„Tja, wenn das stimmt! Dann ist die Tasche, die Sie vergessen haben, vielleicht unter die Bank gerutscht und gefunden worden."

„Hm, das ist möglich. Würden Sie mich zum Bahnhof zurück begleiten, um die Sache zu kontrollieren?"

„Ach was, jetzt habe ich meine Zigarren wieder, und außerdem will ich ins Kino. Ich komme alle Jahre einmal nach Berlin, und da will ich mich wenigstens amüsieren, und außerdem — — —"

Der Dicke hielt inne. Richard hatte ihn zu flehend angesehen. „Na schön, ich komme mit", fuhr er fort.

Dann winkte er einem Auto. Zehn Minuten später ging er in das Fundbureau und tat, um was Richard ihn unterwegs gebeten hatte, angeblich, um Komplikationen aus dem Wege zu gehen: Er erklärte, er sei schon mal dagewesen und habe den Diebstahl seiner Aktentasche gemeldet, ob die mittlerweile gefunden worden wäre.

Mit welchem Zuge er gekommen sei, fragte der Beamte. Mit dem Fünfuhrzug? Ja, da sei eine verschlossene Aktentasche gefunden worden. In welchem Wagen? Der zweite hinter der Lokomotive? Richtig. Ob auf dem Schloß etwas eingraviert sei?

„Jawohl, R. K.", erwiderte der Dicke, denn das hatte ihm Richard erzählt. Er erhielt die Aktentasche ausgehändigt und kam schnaufend zu Richard, der in der Bahnhofshalle wartete.

Mit zitternder Hand nahm Richard das wiedereroberte Vermögen aus der Hand des keuchenden Giganten in Empfang.

Der Dicke nahm einen Ansatz zur Freundlichkeit. „Na, da wäre der Kram mal wieder in Ordnung", sagte er. „Nun ist es sowieso zu spät, um ins Kino zu gehen, da schlage ich Ihnen vor, wir fahren in ein kleines Weinlokal hier in der Nähe und begießen das Ereignis, was?"

Richard Kant schüttelte den Kopf: „Nein, bedaure, in zehn Minuten geht mein Zug, wie ich eben an dem Fahrplan festgestellt habe, während Sie so freundlich waren, meine Aktentasche zu holen."

„Ihr Zug? Ja, wollen Sie denn schon wieder fortreisen?"

„Gewiß, ich will heim."

„Ist denn Ihr Geschäft in Berlin schon erledigt?"

„Das ist es. Also tausend Dank für Ihre freundliche Hilfe, auf Wiedersehen!"

Der Dicke sah Richard kopfschüttelnd nach, wie er an den Schalter eilte, von dort zur Wechselstube und wieder an den Schalter zurück.

Dann ging er, sich eine Autodroschke zu suchen. Und während er, noch immer kopfschüttelnd, das erste Weinglas leer trank, saß Richard im D-Zug, der ihn nach seinem Wohnort zurückbrachte, wo er morgen in aller Frühe das Geld an seinen Bestimmungsort abliefern wollte.

Er saß auf seiner Aktentasche . . .



Bunte Chronik



* **Neuer Angelsport.** Von Smith in Newyork, Bankangestellter, 30 Jahre alt und gesund, hatte meist einen recht gesegneten Schlaf. In einer der letzten Nächte plagten ihn Zahnschmerzen, so daß der Schlaf sich nicht einstellen wollte. Plötzlich glaubte er zu träumen: er sah, wie seine Hosen, die über einer Stuhllehne hingen, sich aufrichteten und nach dem Fenster zu bewegten, das offenstand. Er sprang aus dem Bett und konnte sie gerade noch packen, ehe sie aus dem Fenster schwebten. Die Erklärung für dieses Phänomen war . . . ein Angelhaken, der in den Beinkleidern steckte. Es gelang, den geschickten Angler, der auf diese Weise seine Sommergaarderobe ergänzen wollte, dingfest zu machen.

Lustige Rundschau



* **Weggehen und weggehen.** A.: „Die Tintenflecke bekommst du bestimmt aus deinem Anzug wieder heraus. Ich habe auch einige in meinem neuen Oberhemd gehabt, und da habe ich dieses in Zitronenwasser gewaschen und auf den Balkon gehängt, und am nächsten Morgen — — —" B.: „Waren sie weg?!" — A.: „Nein, „es" war weg!"

Verantwortlicher Redakteur: Leopold Gollasch; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.